



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die den Ruf vernommen...

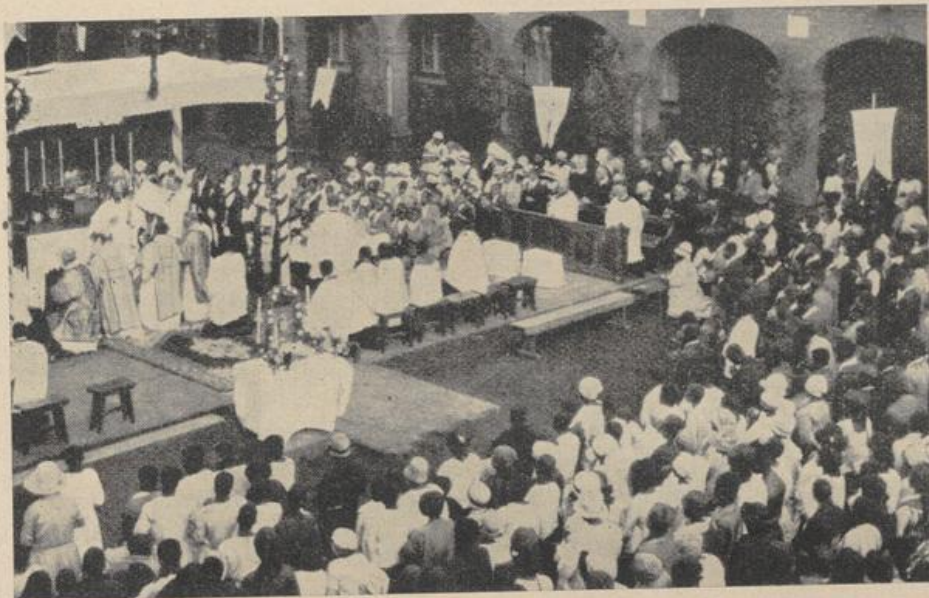
Die den Ruf vernommen . . .

Von Anna Rahser

(Fortsetzung)

Du magst dir denken, Gertrud, wie es dann kam. Die kleine Brigitta vom Wallhofs wurde immer älter, immer schöner und — zurückhaltender. Ich hielt es für mädchenhafte Scheu. Nie war mir der Gedanke aufgestiegen, daß es einmal anders kommen könnte, wie wir es schon als Kinder in unsern Spielen geträumt hatten, wenn wir

wir uns zufällig trafen, waren wir beide still. Es war etwas Fremdes zwischen uns gekommen. Und vor diesem Fremden hatte ich eine große Scheu. Der Pfarrer im Kirchdorf Erlswinkel, dem immer der erste und letzte Ferienbesuch galt, mochte merken, daß ich an irgend etwas herumtrug. Er frug mich beim Abschied ohne Neugierde. Und da — war es heraus.



Der Bischof von Mariannhill hält einen Festgottesdienst im Hofe des Priesterseminars für Eingeborene

Burgritter und Burgfrau spielten. Ein Schloß, — das hatten wir mit der Zeit fallen lassen. Aber ein stilles, trauliches Bürgerheim, das mußte es schon sein.

Ich sprach mit Tante Hanna davon, als ich zu den Osterferien ins Ahlentäl kam. Ich hatte meine Anstellung an der Bank in der Tasche. Sie sah mich erschrocken an. Ja, Junge, weißt du denn nicht —? Das wird aber wohl nichts geben, Brigitta will doch . . .

Was will Brigitta? Ich habe die Gute am Arm ergriffen, daß sie das Gesicht verzog.

Ich weiß nicht, ob ich's verraten darf. Da frag' sie selber, wick sie aus.

Merkwürdig, ich wußte gleich, was Tante Hanna meinte. Ich drang nicht in sie, weil ich Angst vor der Wahrheit hatte. Seit dem Tage gingen wir uns aus dem Wege, Brigitta und ich. Wenn

ich sehe noch sein wissendes Lächeln. In mir war ein großes Vertrauen hochgekommen, daß er mir irgendwie nützen könne.

Laß sie selbst entscheiden. So etwas verträgt nicht gut einen Dritten, auch nicht wenn es der Pastor ist, rief er in seiner ruhig sichern Weise. Wenn sie dir entschieden absagt, dann laß die Finger davon. Der Herrgott möchte es dir sonst übel vermerken. Gibt sie dir aber noch ein gutes Auge, dann laß die Sache für dich gedeihen. Weißt ja doch wohl Bescheid mit der Brigitta.

Am andern Tag, ehe ich abreiste, hat Brigitta dann entschieden. Ich vergesse nie diesen Tag. Als ich kam, sah Tante Hanna mich nichts weniger als liebevoll an. Es wäre doch viel besser, du ließeßt das Kind in Ruhe, grollte sie. Für euch beide wär's besser. Die ganze Nacht hat's

wieder geweint. Schier krank wird's mir noch, wären die Ferien nicht bald zu Ende. Wie ein Linnen sieht's aus.

Ich habe dann aber doch getan, wie der Pfarrer mir geraten hatte. Geweint hat Brigitta dann doch.

Ich war glücklich, als ich abreiste. Aber, Gertrud, nie bin ich ganz den Gedanken los geworden, daß ich — ich muß es so nennen — als Gegenpart den Herrgott hatte und ihm den Rang abließ. Er wird es wissen, wie es gewesen ist. Ich tröstete mich mit dem Gedanken, daß ihm so viele schöne Blumen blühen. Und für mich eben nur dieses Röslein im Tal. Und daß er, hätte er es für sich gewollt, seine Rechte wohl entschiedener geltend gemacht hätte.“

„Hast du nie mit Mutter darüber gesprochen, Vater?“ fragte Gertrud leise.

„Niemals. Es mag dir merkwürdig scheinen. Ich glaube, an dem Tage, an dem deine Mutter mir ihr Herz in die Hände gab, da hat sie abgeschlossen mit jenem Traum. Aber ein wenig ernst ist sie doch immer geblieben, du weißt es. Mir war, als hätte jener Jugendtraum ihr eine eigene Weihe gegeben. Sie gehörte doch immer noch dem Herrgott mit allen, die ihr teuer waren. Das habe ich nie so empfunden, als wo wir damals die feierliche Thronerhebung des Herzens Jesu hier im Hause feierten.

Und dann — wurdest du geboren, Gertrud. Als ich dich zum ersten Male im Arme hielt, da kam wieder jenes Empfinden über mich, so als ob ich dem lieben Gott gegenüber eine Schuld hätte. Und da — an deinem Taufstag, da habe ich ihm am Taufstein gesagt, wenn dem so wäre, möchte er dich als Ausgleich nehmen. Da kam eine große Ruhe über mich. Und nie hat seither mich wieder ein Zweifel gequält, so als ob ich für mich genommen hätte, was dem Herrgott gehörte. Schon als du sechzehn Jahre alt warst und über dein Alter ernst und reif, da dachte ich schon, daß der liebe Gott mich beim Worte nehmen würde. Dann aber wurde es still. Ich dachte, daß nun alles so schön bliebe. Und ich heillosen Egoist machte mit der Mutter Pläne für unsern Lebensfeierabend. Nun aber — was der Herrgott mir einstmals ließ, doppelt nimmt er es sich wieder.“

„Doppelt?“ Gertrud war ganz überrascht.

„Lies den Brief hier. Von Vater Harlen. Heribert hat sich ihm anvertraut und bittet um unsern Segen.“

Gertrud ließ den Brief des Vaters. Tränen stiegen ihr in die Augen. Daß

der Bruder dem Altare zustrebte, das hatte sie längst vermutet. Aber nun — das Missionskreuz! Und just zur selben Zeit wie sie, das ergriff sie.

„Weiß das Mutter schon?“ fragte sie.

„Nein. Wir wollen noch ein paar Monate damit warten. Heribert bleibt noch im Konfikt. Unterdes hat Mutter sich gefaßt. Lieber Gott, die ist ja so opfermutig, aber die Natur hält der Seele nicht immer die Wage. Weißt du nun, weshalb ich dich — und auch Heribert — so ruhig ziehen lasse? Und weshalb ich dir diese Geschichte erzählte?“

Gertrud nahm seine Hand und hielt sie in der ihren.

„Ihr Guten! Aus solchen Gesinnungen heraus müßten wir ja erblich belastet werden,“ lächelte sie. „Jetzt weiß ich auch, wem ich nächst Gott das Glück meiner Erwählung verdanke.“

„Dann wollen wir nun zur Mutter gehen. Ich glaube, heute abend dürfen wir sie nicht lange allein lassen.“

Am andern Tage wartete Margret Hilberg im Schulsturz auf Gertrud. „Du machst dich immer seltener, Menschenkind,“ schmollte sie. „Ich weiß wirklich nicht, was mit dir los ist in letzter langer Zeit. Ich will's dir nur verraten, wir haben dich gefeiert bei Rektor Meiners zwischen gehabt. Darfst dich aber feste dagegen verwahren.“

„So? Und darf ich das Schuldregister erfahren?“ lachte Gertrud.

„Jawohl. Also Wöring hat behauptet, du wärest deshalb so, weil du in der Entpuppung zum Nönnchen begriffen wärest. Er will sechs Wochen keine Zigaretten rauchen, wenn er unrecht hat. Spute dich, Gertrud, den schwarzen Verdacht von dir zu nehmen.“

„Ist der so schwarz?“

„Wenn du so lieb darüber lächelst, nicht. Weißt du, was ich für einen Gegentrumpf aufgespielt habe? Mußt aber nicht böse sein. Sie kann doch auch eine Liebe haben, habe ich gesagt. Ich könnte das nämlich so gut begreifen, daß — nun, ich will nichts sagen. Und daß man zu solcher Zeit fromm ist und viel zum Herrgott betet, ist auch ganz erklärlich. Wer hat recht, Wöring oder ich?“

Gertrud sagte nichts. Sie sah Margret lächelnd von der Seite an. Aber im Ansehen glitt dieses Lächeln in einen so schweren Ernst über, daß Margret auch ohne Worte wußte, wer recht hatte.

Sie blieb auf offener Straße stehen.

„Gertrud!“

„Still“, sagte die und ging ruhig weiter. „Nun komm doch, Margret! Was soll das nun? Es ist doch kein Weltbegebnis, was du dir da zusammen-denkst.“

„Nicht? Du —! Ach, ich weiß nicht, was ich sagen soll. Das bringt mich ganz durcheinander.“

„Und passiert in der Welt an jedem Tage mindestens einigemal. Was ist denn groß dabei?“

„Und du willst wirklich fort, für immer fort? Nonne werden, mit deinen . . .“

„. . . einunddreißig Jahren? Nicht wahr? Ein richtig Altjüngferchen schon, gelt?“ vollendete lächelnd Gertrud.

„Ach geh, nun spottest du noch meines Schmerzes? Und willst etwa schon ganz bald ausreißen? Wie du dir das wohl mit mir denkst, was dann aus mir werden soll, wenn du — wenn ich dich nicht mehr habe — und ganz allein hier herumlebe? Ein Blatt im Winde! — Das war die Margret ja immer. Einerlei auch.“

Gertrud war betroffen. Sie kannte von jeher nur eine immer lustige Margret. Und nun auf einmal dieser Weltschmerz! Oder war es etwas anderes?

„Bist du nicht glücklich, Margret?“ fragte sie nach einem Weilchen.

„Was ist glücklich? Damals als wir im Seminar noch mitten zwischen den Scharteken saßen und lernen und lieb sein und parieren mußten, da dachte ich, wenn ich mal jenseits vom Examen als selbständige Magisterin ganz auf meinen eigenen trostigen Füßen stehen würde, das sollte dann Glück sein. Nun sitze ich in der eigenen molligen Klausur, meine Puten, nun, sie sind zu mir gut, an jedem Ersten hole ich mir mein Monatiges von der Amtskasse, zum ersten Male mit einem Luftsprung, das zweitemal stillglücklich, das drittemal selbstverständlich, und dann — nun, ich hol's mir eben. Langsam wurde es Alltags auf der ganzen Linie. Ob das nun immer so bleiben soll? Und du nun auch noch ausreißest.“

„Unser Beruf ist aber doch ein Sonntagsdienst. Nach dem der Priester wohl der idealste!“

„O ja, so ideal, daß du ihn zum alten Eisen legst,“ spottete Margret.

„Mit nichts! Ich bleibe Lehrerin. Nur, daß ich die Sphäre und vielleicht auch die Methoden wechsle. Wir bleiben also Kolleginnen.“

„Ach!“

„Möchtest du denn lieber — verzeih, es ist keine Neugierde — möchtest du denn lieber Hausfrau sein?“

Margret lachte lustig auf. Aber dann wurde sie ernst. „Eine Zeitlang habe ich es mal gedacht. Ich bin ja auch ein Eva'skind — und habe mit dem alten Adam so meine Scharmützel. — Warum soll ich's bemänteln? Aber als der Lindhorst damals . . .“

Sie blieb jäh stehen und wurde glühend rot. „Gertrud, wie konnte ich nur — mich so verplappern! Es wußte doch keiner und sollte doch keiner wissen, weil es doch längst erledigt ist. Du hast doch damals nichts gemerkt.“

„Aber gewiß, Margret. Ich bin nur nicht klug aus der Sache geworden und nicht aus dir. Als dann Apotheker Lindhorst hier so mit einem Male alles aufgab und keiner wieder von ihm hörte, ja, Margret, da sollte einer nicht vor Rätseln tappen! Du warst ziemlich still in der Zeit.“

„Weil ich so schwer mit mir fertig werden konnte. Und es mir so hart war, einen guten, wirklich guten Menschen zu enttäuschen. Und — weil mein eigenes Selbst mir immer fremder, immer unbegreiflicher wurde. Und ich das alles so ganz allein ausfechten mußte.“

„Warum allein?“

„Weil ich mich schämte, irgend jemand zu gestehen, ich habe den L. gern. Jeder gute Freund würde mir gesagt haben: Nun, so nimm ihn halt! Aber das — das ist es ja. Da sitzt ja das Hässlein im Pfeffer!“

„Warum sitzt es drin,“ lächelte Gertrud. „Ich glaube, du würdest ein liebes Hausfräuchen abgeben.“

„Nein!“

„Also dann nicht!“

„Nein!“

Margret würgte innerlich an etwas. Einigemal machte sie den Versuch zu sprechen, aber seufzend stockte sie immer wieder.

„Laß“, sagte sie schließlich mutlos. „Mir kann doch keiner helfen. Ich glaube nicht einmal der Herrgott versteht mich. Er hat rätselhafte Kostgänger auf seiner Erde.“ Sie lachte gepreßt.

Gertrud sah sie an und war überrascht von dem schweren Ernst in Margrets sonst immer frohem Gesicht. Das hatte sie nicht gewußt, daß diese lachenden Augen auch traurig blicken konnten. Hatte sie die junge Kollegin verkannt, — überhaupt nicht gekannt? Sollte diese frohlebige Sonnennatur Tiefen

bergen, die sie selbst nicht einmal kannte?

„Gertrud, sag mir eines, — hast du das auch einmal schon erfahren, daß du gerade dann, wenn du froh sein wolltest unter frohen Menschen, wenn alles um dich Freude, Scherz, Lust war, daß du dann — traurig wurdest?“

„O Margret, wenn du es ahntest!“

„So wie damals,“ fuhr Margret überstürzt fort, als müsse sie Drängendes, Langverleugnetes aus sich herausstoßen, ehe es sich wieder in dunkle Winkel vergrübe, „als mich das kribbelige Fastnachtsfieber packte — schämen sollte ich mich, es zu sagen — und ich einfach mal mittun mußte, einmal tanzen, Schabernak treiben, mich austollen, — Gertrud, was ich da erlebt habe, hier inwendig, — ich habe selbst kein Deuten dafür. Ich hatte das Empfinden, als hätte ich zwei Seelen. Die eine tolle wie ein bunter Falter in dem Lustreigen, trank sich satt aus einem süßschäumenden Becher . . ., die andere aber saß weinend in einem Winkel — und hungerte — und klagte. Oder auch, als wäre meine eigene Seele in zwei Teile gespalten — und die beiden Teile strebten die eine nach oben, die andere nach unten, oder sie drängten doch nach verschiedenen Richtungen auseinander. Und keiner war, der den Zwiespalt löste. Mir stieg es mitten im Fastnachtsstrubel bis zum Halse, was, das weiß ich nicht. Ich war, ohne es recht zu wollen, plötzlich draußen. Als wäre mir jemand auf den Fersen, bin ich heimgekehrt, habe den bunten Sand von mir geworfen und — habe geweint, die ganze Nacht. Und wußte immer noch nicht warum. — Kannst du es mir nicht sagen, Gertrud?“

Gertrud fühlte eine tiefe, fast heilige Freude. Warum hatte sie die köstliche Innenwelt dieses jungen Menschenkindes nicht eher erkennen dürfen? Dieses rührende Unwissen, diese herzerquickende Kindlichkeit, die mußte den Herrgott selber freuen.

„Du weißt es auch nicht,“ sagte Margret leise. „Hätte ich nur nichts gesagt!“

„Deshalb schwieg ich nicht, Margret. Aber du fühlst es doch sicher selbst, daß das, wovon du sprachst, die immerwährende Sehnsucht der Seele nach Besserem, Höherem ist, das ewige Heimweh ihres höheren Teiles nach Geistigkeit, nach Reinheit, nach Gottesnähe, — einfach, nach ihm selber. Der Seele Hälfte, die vom Himmel stammt, sie strebt mit großer Sehnsucht heim zu ihr . . . sagt so wahr ein Dichterwort. Der Seele Hälfte aber, die der Erde gehört, sie

strebt auch zur Erde, liebt die Erde und ihre Sonne und ihre Lust. Das gebiert dann die tiefe Unruhe zu Gott.“

„Ich bin aber gar nicht fromm. Immer beten wäre mir schrecklich. Das ist wohl das einzige, das mir an Nonnen nicht gefällt. Aber so mit ganzer, mit äußerster Kraft mich für eine große Sache aufreiben, so, daß ich kein Blut mehr in den Adern hätte, ich glaube, dann würd's mir hier drinnen ruhig?“

„Kind Gottes, das ist doch Gebet, was du da meinst, Gebet der Tat.“

„Siehe, als im vorigen Jahre während der Typhusepidemie die junge Pflegerin aus Aachen sich aufrieb für die Kranken, für die Kinder — und gerade für die ärmsten, wie sie sich Tag und Nacht keine Ruhe gönnte . . . Gertrud ich habe gesehen, wie sie sich hinschleppte, als sie selbst schon den Tod in den Gliedern hatte. Und wie sie doch immer noch lächelte, daß es einem in die Seele schnitt. Und wie es dann mit einem Male hieß, daß sie tot sei . . .“ Margret schluckte auf, aber sie kämpfte die Ergriffenheit nieder. — „Als ich ins Hospital kam — und sie auf der Bahre im Leichenhause wieder fand, als ich sie daliegen sah, mit dem weißen, schmalen Totenantlitz, ein Genügen, ein so wunderbares Satt- und Seligsein im Ausdruck — und sie war einundzwanzig — da, Gertrud, da hätte ich ausschreien mögen! An den verarbeiteten Händen hätte ich sie fassen und hochziehen und ihr das Geheimnis ihres Friedens entreißen mögen. — Zwei Tage später kam dann Lindhorst — und ließ mich in ein anderes Glücksland schauen. — Es war schön, Gertrud, verlockend, daß mir schwindelte. Und doch — und doch habe ich nicht gekonnt! Ich bin ein Rätsel und an diesem Rätsel gehe ich zugrunde . . .“

Die Stimme war immer leiser geworden. Gertrud sah die Kollegin von der Seite an. Jede Faser in dem sonst so lachenden Gesicht glühte, alles an ihr war vibrierende Erregung. Sie hatte die Vorstellung, als wenn ein hoher Meister in dieser Seele eine geheimnisvolle Harfe spiele, deren wundersame Klänge hie und da noch von Gegentönen, von Disharmonien unterbrochen würden. Einmal würde der Klang ganz rein, ganz lauter werden. Dann würden alle Mißklänge schweigen. Und dann erst würde sie den großen Harfenspieler erkennen. Daß es so werden möchte, darum ging durch ihre Seele ein Gebet.

Gertrud hatte nicht bemerkt, daß sie an Margrets Wohnung angekommen waren. Ehe sie noch recht Antwort geben

konnte, war Margret mit einem halbverschluckten Gruß in der Tür verschwunden.

Gertrud sah ihr sinnend nach, und ging heim. Die Offenbarung dieser Stunde nahm sie ganz gefangen. Ihr schien, als wäre es über ihrem Zukunftsland nun noch heller geworden. Sie bereute es sehr, daß sie es nie versucht hatte, tiefer in Margret Heilbergs Eigenart einzudringen. „Schmetterling,“ hatte sie gedacht, als die Frischgebäckene vor zwei Jahren nach Erfeld gekommen war. Sie war ein Kind des frohen Rheines, das erklärte manches. Es fiel ihr ein, was Margret ihr einmal ins Album geschrieben hatte, lachend, wie alles, was sie tat.

„Menschen, die an großen Strömen geboren sind, tragen ein unstillbares Heimweh im Herzen — und erst im ewigen Ozean wird Ruhe . . .“

Das hatte das Rheinkind geschrieben, mitten zwischen Singen und Trällern und Schalken. Und hatte eine Stunde später in ihrem Stübchen vielleicht geweint. —

Die Tage gingen, Wochen versanken. Und ein Tag kam, da stand Gertrud Heilen zum letzten Male vor ihren Kindern.

Zum letzten Male.

Hoch auf wallten noch einmal Liebe und Weh. Mehr als vierzig Paar Kinderaugen sahen sie traurig und fragend an. Sie mußte all ihre Festigkeit auf den Plan rufen, um ruhig zu bleiben. Sie hatte der Klasse nichts von ihrem Scheiden gesagt, aber sie wußten es alle. Ein Flüstern, Zuscheln begann in den Bankreihen. Heute hob sie keinen Finger dagegen.

Sie begann die letzte Religionsstunde. Absichtlich nahm sie das Gleichnis von den Arbeitern im Weinberge. Die Heilandsbitte: „Kommet auch ihr in meinen Weinberg!“ richtete sie an die Kinder. Aber es wollte mit dem Aufmerken nicht wie sonst gehen. Die Kinder waren nicht bei der Sache.

Sie rief den lustigen Hans Scheler zu einer Antwort auf. Er schwieg und preßte die Zähne an die Lippen. Sie frug wieder, da wußte sie, daß er die einfache Frage beantworten konnte. Auf einmal schluckte er auf und sah die Lehrerin hilflos an.

„Nun, Hans, was ist denn“, fragte sie.

„Du — du sollst auch nit weggehen, sollst nit, — hat Mutter und Vater auch gesagt.“

Er schlug die Hände vors Gesicht und weinte laut los.

„Maria Fehr, sag du es mal!“ rief sie eine vor ihr sitzende Schülerin auf. Die Kleine wurde verlegen, gab stotternd und kaum hörbare Antwort und setzte sich wieder. Sie und da stieg Murren auf, gedämpfte Rufe.

„Is auch wahr. Se soll auch hier bleiben!“

„Die Wilden machen se uns tot — und dann is' se gewesen . . .“

Ein paar kleine Mädels legten die Köpfe auf die Bank und begannen zu weinen.

Die Lehrerin wurde ernst. „Josepha Liehner, fahr du fort! Also . . .“

Die Neunjährige stand auf, zog aber gleich ihr Süchlein aus der Tasche und preßte es vor die Augen. „Wir wollten doch Weihnachten so schön von den Heidenkindern spielen — und nun gehen Sie fort — und keiner erzählt uns mehr was . . .“

Gertrud sah ein, daß aus einem rechten Unterricht nichts mehr würde. Und da ließ sie denn einen zwanglosen Austausch zu. Da aber brach erst der verhaltene Damm. Ein Weinen hub an und ein Klagen und Fragen! — Schließlich war kein Kind mehr in den Bänken. Wie eine Herde junger Lämmer, von denen der Hirte scheiden will, drängten sie sich an sie heran. Nach ihren Händen, nach ihrem Kleide griffen sie, die Kleinsten daß sie nicht von ihnen gehen möge.

„Wenn ich zu Hause unsere Mama ganz lange und ganz mannigmal anhalte, dann tut sie's immer, was ich von ihr haben will,“ sagte in rührend kindlichem Glauben eine kleine Braune hängten sich an sie, baten und hielten an, und hob das kindliche Auge bittend zur geliebten Lehrerin. „Wenn wir's nun alle ganz, ganz mannigmal sagen, daß du hierbleiben sollst, tußt du's dann auch?“

Gertrud beugte sich tief zu der lieben kleinen Unschuld, um die Tränen in ihren Augen zu verbergen.

„Wenn ich das tue, dann ist aber der liebe Heiland traurig,“ sagte sie sanft. Wollt ihr das denn? Und dann bekommen die armen Heidenkinder, die ihr doch alle lieb habt, keine Lehrerin. Und wenn sie krank werden, ist keiner, der sie pflegt. Nicht wahr, das wollt ihr alle nicht? Ihr müßt der neuen Lehrerin nun immer schön gehorjam sein und fleißig lernen. Und immer weiter für die Heidenkinder sorgen, dann seid

ihr alle meine lieben kleinen Missionare und Missionschwesterchen . . .“

„Und wenn wir groß sind, kommen wir alle auch nach den Wilden,“ rief feurig Hans Scheler.

„Ja, — und Weihnachten soll das Christkind den Heidenkindern ganz viel von uns bringen,“ fiel Elschen Heiman ein. „Ich sag's heute schon dem Vater, daß ich für sie einen Extrabrief ans Christkind schreibe.“

Der Bann war gebrochen. Die Zeit war um. Gertrud machte den Abschied kurz. Ihre Stimme zitterte, als sie sich in letzten liebevollen Mahnungen an die Kinder wandte. Ein Lebewohl und sie ging als Erste rasch aus der Klasse, ohne noch einmal umzusehen. Ein Gebet ging wortlos durch ihre Seele für die, die ferner auf diesem ihrem geliebten Arbeitsfelde säen und ernten würde.

Sie war froh, als sie daheim war. Gott Dank, das war überstanden.

Auf ihrem Schreibtisch lag ein Brief von einer Seminarfreundin. Sie schloß die Tür. Den mußte sie in aller Stille genießen. Sie sah Tränen Spuren zwischen den Zeilen. Aus jedem Worte weinte ihr das Weh der Entsagung entgegen. Viel früher als sie hatte Theresie Ernten den Ruf des Herrn vernommen. Der Kampf war schwer gewesen. Bis zum äußersten hatten die Eltern sich gewehrt. Theresie aber hatte gehofft und vertraut. Da, als endlich die Mutter nachgab, da senkte die unbegreifliche Vorsehung einen Schatten auf ihren Weg, machte ihn dunkel. Statt der heißersehnten Zelle gab der Herr ihr ein hoffnungsloses Krankenlager. Das heilige Erbteil, das er ihr geschenkt, verlangte er als Opfer von ihr zurück.

„ . . . Immer noch, besonders in diesen Tagen deines Scheidens, stehe ich in Schmerzen auf dem Altare, auf dem mein heiliges Glück als Brandopfer wehrte. Klein und still wird die Seele in des Meisters Leidenschaft. Hundert andere kann ja ein Hauch seines Geistes statt meiner für sein Werk erwecken, die ihm mehr geben können als ich. Hier in einsamer Bergstille, fern dem Heiligtum, fern von allem, was ich liebte und erstrebte, soll nun mein Leben für ihn erglühen. Wenn durch mein Leiden nur ein einziger Strahl der Gnade in ein dunkles Herz fällt, wenn eine einzige Seele durch mein Opfer gerettet

würde, dann, Gertrud, habe ich doch nicht umsonst gelebt. — Es ist Opfer, das Du dem Herrn bringst. Aber welch süßer Verzicht, sich dem ganz hingeben, zu dem Herz und Seele mit Allgewalt drängen! Es weint ja auch die Braut, wenn sie Vaterhaus und Eltern und Heimat verläßt. Doch es sind Tränen, wie sie hohes Glück weint. Aber dem zu entsagen, was die Welt Entsagung nennt, Gertrud, das ist Opfer, das nur im Licht von oben seine Bitterkeit verliert. Dir wird nun heiliger Genuß im Verzicht, seliges Genügen im Opfer. Da Du alles hingibst, wirst Du alles besitzen.

Aber Sorge dich nicht um mich! Auch mir wurde Friede. Auf dem Ölberg des Kampfes holten wir uns beide. Auf dem Ölberg der Himmelfahrt laß uns einmal seine herrliche Frucht genießen. . .

Bete für meine Eltern. Sie sind immer noch untröstlich. Mutter meint, daß mein Los eine Strafe für ihren Widerstand gegen meinen Beruf sei. — Und es ist doch alles Liebe von oben. Mysterium Crucis! Geheimnis des Leidens, wann werden wir Menschen Dich ganz erfassen!

Eines möchte ich dir noch ganz still zuflüstern: Ich ahne, daß der Herr sich in meinem fröhlichen Schwesterchen einen Ersatz für meine Armseligkeit nehmen wird. Sie wird es, was die Eltern angeht, leichter haben als ich.“

„Armes Menschenkind!“ flüsterte Gertrud. „Du hast Größeres geopfert, als ich! Solcher Verzicht kostet Herzblut.“

Sie stellte sich vor, wie es wäre, wenn sie jetzt ein jähes „Halt“ hören würde. Sie konnte es nicht ausdenken.

Umgehend schrieb sie der Freundin ein paar Worte zurück:

„ . . . Der Himmel weiß allein, Theresie, welches Opfer größer ist, das Deine oder das meine. Ich fühle mich klein und arm im Schatten Deines Überwindens. Aber wie es auch sei, wir sind doch beide Arbeiterinnen im Weinberg des Herrn, Kämpferinnen auf seinem großen und weiten Kampffeld, wo es um die Seelen geht. Laß es so sein, Theresie: Du betest mit Moses auf dem Berge. Ich kämpfe mit Josue im Tale. Wir auf dem Kampffelde wissen ja, was aus dem Siege wird, wenn ihr Väter die Hände sinken laßt. Am großen Erntefeste, wenn wir unsere Garben tragen, dann sehen wir uns wieder.

Gott sei mit Dir! Er sei Dein Trost und Lohn!

Deine Gertrud.

(Schluß folgt!)